

... und als ich aufhörte, blieb tiefe Stille

Der Schriftsteller Ernst Kreuder über die Bombennächte

Ein Feature von JOCHEN STÖCKMANN

Sendedatum: NDR Kultur, 3. Februar 2004, 20.05 Uhr

Take 01 (0:24)

(tack ... tack ... tack ...)

Achtung, Achtung, hier ist der Befehlsstand der 1. Flakdivison ... wir kommen wieder.

(tack ... tack ... tack ...) (überblenden)

SPRECHER:

Eine anonyme Stimme unterbricht die Stille in Luftschutzbunkern und Kellern. Der unaufgeregte militärische Ton soll beruhigend wirken, verstärkt aber nur die quälende Ungewissheit zwischen den Bombeneinschlägen. Seit die Alliierten Ende 1942 mit Großangriffen auf deutsche Städte begonnen haben, werden die lakonischen Ansagen zur „Luftlage“ per Drahtfunk im ganzen Reich verbreitet. Jeder hört sie, jedem brennt sich das monotone Tick-Tack des Lautsprechers ins Gedächtnis ein. Im historischen Rückblick aber, mit der Endlosschleife alter Kino-Wochenschauen in den Geschichtssendungen des Fernsehens, wird die kollektive Erinnerung ganz anders geprägt.

Take 02 ... *(Unterlegen: Liszt-Motiv Wochenschau)* ...

Ob fünfzig Jahre nach Kriegsende, zum 60. Jahrestag von Stalingrad oder als eingängige Illustration eines kriegshistorischen Themas, von den Bildschirmen her übertönt die markige Siegesfanfare des offiziellen Wehrmachtsberichts längst wieder alle Geisterstimmen aus dem Luftschutzkeller.

Als hätte er so etwas geahnt, stemmte sich bereits in den frühen Fünfzigern ein Schriftsteller gegen das Vergessen und Verdrängen der Bombenopfer. Im Rundfunk bot Ernst Kreuder gleich zweimal, im Herbst 1953 und dann im Dezember 1954, sein literarisches Können auf, um seinen Landsleuten die verschütteten Szenen des Luftkrieges wieder ins Bewusstsein zu rufen:

Take 03 (0:25)

Auch das türenlose, bodenlose Haus ... nach euch wird man auch nicht mehr fragen.

SPRECHER:

Es war durchaus kein Unbekannter, der da vor fünfzig Jahren im Landesfunkhaus in Hannover vor die Mikrofone des Nordwestdeutschen Rundfunks trat und aus seinem Roman „Agimos oder die Weltgehilfen“ las. Ernst Kreuder – Jahrgang 1903 – hatte für seinen Roman „Die Gesellschaft vom Dachboden“ eben den Georg-Büchner-Preis erhalten, war befreundet mit Schriftstellern wie Hans Henny Jahn und Karl Krolow, pflegte einen literarischen Briefwechsel mit Gottfried Benn und Thomas Mann. Seine eindrucksvolle Erinnerung an das Unheil des Luftkriegs war durchaus kein Einzelfall: 1953 bereits hatte er aus dem Roman „Herein ohne anzuklopfen“ gelesen, eigentlich eine Grotteske über die Flucht vor der bundesdeutschen Wirklichkeit ins Irrenhaus. Aber auch daraus wählte der Autor ganz bewusst eine Szene mit Erinnerungen an Bombennächte im Bunker. Das kann kein Zufall gewesen sein bei diesem Vortragskünstler, der in Hannover mit Genugtuung feststellte:

ZITATOR 1:

„Als ich aufhörte, blieb tiefe Stille, sie hatten offenbar noch nicht genug.“

SPRECHER:

Der leidenschaftliche Erzähler Kreuder hatte seine Zuhörer dort, wo er auch die Leser haben wollte: gebannt, irritiert, aus der Bahn geworfen. Und der Feuilletonreporter der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“ berichtete am nächsten Tag:

ZITATOR 2:

„Das Gestern, der Krieg, der nächtliche Bombenangriff ist in dem Ausschnitt, den der Autor gab, wirklich und doch überhöht, so gegenwärtig, dass man mit kalten Gliedern und dem eisigen Prickeln des Entsetzens auf der Haut zuhörte.“

SPRECHER:

Schwarz auf weiß ist der Publikumserfolg dokumentiert – aber die Zeitungsartikel von damals verstauben längst in den Archiven. Auch die Tonbänder im Rundfunkarchiv werden nur noch selten aus den Regalen entnommen. Kreuders Romane kommen schon lange nicht mehr an, da mag auch niemand an ein Hörbuch denken. Und doch wäre eine Renaissance dieses eigenwilligen Autors an der Zeit: Mit seinem „magischen Realismus“, mit dem virtuoson Nebeneinander phantasietrunkener Fiktion und prosaisch nüchterner Alltagsschilderungen sorgte Kreuder nach 1945 für Wahrhaftigkeit in der Literatur. Er sah angesichts zerstörter Städte und zerrütteter Seelen sehr viel tiefer, beobachtete sehr viel genauer als die meisten Vertreter der so genannten „Trümmerliteratur“. Die nämlich sollen sich herumgedrückt haben um das wichtige und brennende Thema der Bombenopfer. So hat es Ende der neunziger Jahre W. G. Sebald, der scharf analysierende Essayist und einfühlsam-melancholische Schriftsteller in seinen viel beachteten Zürcher Vorlesungen behauptet:

Take 04 (0:34)

Die Großangriffe, ab 1942/43 begann sich das zu entwickeln, ... eigentlich nicht verzeichnet steht.

SPRECHER:

Die deutsche Nachkriegsliteratur war völlig unfähig und zumeist nicht einmal Willens, das Grauen der Bombennächte wiederzugeben. So lautete Sebalds vernichtendes Urteil, dem eine aufgeregte „Luftkriegs“-Debatte folgte. In deren Verlauf konnte ein erfolgreicher Newcomer wie Maxim Biller einem Schriftsteller von

Rang „sentimentale Verlogenheit“ und die Vernachlässigung der zivilen Kriegs- und Bombenopfer vorwerfen. Billers provozierende Attacke galt Heinrich Böll, der moralischen Autorität der Nachkriegsjahre. Sebald immerhin hatte den ehemaligen Frontsoldaten Böll und dessen Roman „Der Engel schwieg“ von seinen Vorwürfen ausgenommen. Ernst Kreuder allerdings wurde in diesem heftigen Streit Ende der neunziger Jahre nicht einmal erwähnt, weder positiv noch negativ. Dabei hätte Sebald, der im Dezember 2001 bei einem Autounfall tödlich verunglückte, in Kreuder einen Seelenverwandten entdecken können. Denn auch diesem „verspäteten“ Nachkriegsschriftsteller, der unter den Nazis aus gutem Grunde literarisch nicht zum Zuge kam, war es um Randgestalten der Geschichte gegangen, um glücklich gescheiterte Existenzen – um die poetische Verfremdung einer oberflächlich intakten Realität. Ein literarisches Programm also, das Sebald in seinen Erzählungen über „Die Ausgewanderten“ oder dem Prosabericht „Die Ringe des Saturn“ ganz ähnlich anging. Nun aber ließ er in der „Luftkrieg“-Debatte neben der rühmlichen Ausnahme Heinrich Böll nur noch Hans Erich Nossack gelten, der bereits 1948 in seinem nüchternen Bericht „Der Untergang“ den Feuersturm von Hamburg und vor allem die schrecklichen Folgen mit schmerzhafter Präzision geschildert hatte.

Take 05 (0:34)

Insgesamt ist es ein ernsthafter Versuch ... unmöglich gemacht hat, irgendetwas zu diesem Thema zu sagen.

SPRECHER:

Der Schriftsteller und Soldat Ernst Kreuder aber *war* unmittelbar betroffen – und nicht wenig traumatisiert: Nach fünf Jahren als Flakkanonier, so wird er sich später mit bissiger Ironie erinnern, sei er aus der Kriegsgefangenschaft gekommen und an seinen Schreibtisch in einer alten Mühle bei Darmstadt geschlichen:

ZITATOR 1:

„Ich kam zurück, wohlversehen mit Hungerödem, Zahnverfall und einer Bombenpsychose.“

SPRECHER:

Auf dem Schreibtisch lag ein angefangenes Manuskript, der Roman „Die Unauffindbaren“, an dem Kreuder inmitten einer „Diktatur der Massenmörder und banditenhaften Saalredner“ nur heimlich arbeiten können. Viel Freiraum ließ ihm das Regime nicht, wie seine Frau Irene berichtet:

ZITATORIN 3 :

„1940 wurde Ernst eingezogen. Als Siebenunddreißigjähriger und ganz unsportlich, wie er war, hat ihm das furchtbar zu schaffen gemacht. Er kam zu einer Feldbatterie und wurde am Geschütz ausgebildet. Später saß er in Dortmund gegenüber von dem einzig wirklich bombensicheren Bunker. Das Schlimme war, dass sie am Morgen nach den Angriffen die Leichen aus den Kellern holen mussten. Den ganzen Krieg über schrieb Ernst mir täglich einen Brief über das, was er las, wie es ihm ging und was seine Gedanken waren.“

SPRECHER:

Die Erinnerung an diese Zeit im Flakbunker fiel Kreuder nicht leicht. Oft war sie nur um den Preis eines fürchterlichen Bier-Rausches zu haben. Das zumindest kann man den autobiographisch gefärbten Szenen entnehmen, die der Autor Ende 1953 aus seinem Roman „Herein ohne anzuklopfen“ vortrug. Es war die Zeit des anbrechenden Wirtschaftswunders, und im Funkhaus Hannover tischte der versierte Erzähler nicht einfach nur Erinnerungen auf. Kreuder analysierte die Wirkung des Alkohols auf bierselig-dumpfe Stammtischrunden, die trotz aller Verdrängung unangenehmer Kriegserlebnisse in einer unerwarteten Stunde der Wahrheit enden konnten:

Take 06 (1:02)

Noch eine Flasche Export-Bier ... der Schwachköpfe, der Flugmelder.

SPRECHER:

Seinem Freund Nossack, der das Thema Luftkrieg fünf Jahre zuvor mit dem Bericht über Hamburgs „Untergang“ überaus kühl und distanziert behandelt hatte, erläuterte Kreuder im Februar des Jahres 1953 in einem Brief seine eigenen Schwierigkeiten beim literarisch angemessenen Umgang mit der jüngsten Vergangenheit :

ZITATOR 1:

„Lieber Nossack,
ich stecke jetzt wirklich mitten in der Reinschrift meines neuen Buches, und diese Arbeit reißt mich mächtig zu Boden. Ich streiche sehr viel, natürlich ‚blutenden Herzens‘, aber allzu viele Reflexionen verscheuchen den gutwilligsten Leser.“

SPRECHER:

Einige wissenschaftliche Zitate, etwa vom Psychiater Ludwig Binswanger, mochte der studierte Kriminologe Kreuder dann aber doch nicht gänzlich tilgen:

Take 07 (0:57)

Zitat: Innerhalb der psychischen Reihe ... die neue Position.

SPRECHER:

Bei allen gedanklichen – und sicherlich bedenkenswerten – Abschweifungen zieht es diesen Schriftsteller immer wieder schnell zum Erlebnisbericht. Denn mit grauer Theorie, allein aus wissenschaftlicher Sicht oder gar aus dem begrenzten Blickwinkel des Militärhistorikers war dem Phänomen des Bombenkriegs, den Albträumen aus der drangvollen Enge überbelegter Luftschutzbunker und stickiger Kellergewölbe nicht beizukommen. Das ahnte Kreuder nicht nur, das befeuerte ihn als leidenschaftlichen Erzähler, das stachelte ihn an, die Vielzahl der Augenzeugenberichte und ein gerüttelt Maß an eigener Erfahrung zu bündeln, ihnen eine literarisch überzeugende oder zumindest ein größeres Publikum fesselnde Gestalt zu geben. Schließlich galt es, einer kaum fassbaren Angst, die sich

damals in der gepressten Stimme einer Luftwaffenhelferin verborgen hatte, Gestalt zu geben.

Take 08 (0:18)

Achtung, Achtung wir geben eine Luftlagemeldung ... Ende der Durchsage.

SPRECHER:

Bei Kreuder, in einigen Passagen des Romans „Herein ohne anzuklopfen“, nimmt die einst latente, nach Kriegsende zumeist verleugnete Angst im Wortsinn „handgreifliche“ Formen an, wird in filmreifen Szenen anschaulich:

Take 09 (0:42)

*Und dann rummste es, sei meiner armen Seele gnädig ... sie weinten ohne Laut.
Rumms!*

SPRECHER:

Vom nüchternen Diagramm der Luftlagekarte bis hin zu metaphorischen Details und einer fast schon pathetisch überzogenen Symbolik zieht Kreuder, der „magische Realist“, alle Register der Erzählkunst. Und macht damit bereits in den Fünfzigern jene psychischen Verwundungen sichtbar, deren angebliche Verdrängung Jahrzehnte später vom Kritiker Sebald moniert wird:

Take 10 (0:15)

Es fehlt im öffentlichen Bewusstsein. Zugleich aber tragen es all diese Leute, die das entweder selbst miterlebt haben oder indirekt miterlebt haben, irgendwo subliminal, also unter der Schwelle ihres Bewusstseins mit sich herum.

SPRECHER:

Gegen dieses individualisierte Vergessen war einige Jahre vor Ausbruch der „Luftkriegs“-Debatte Walter Kempowski angetreten. Dieser Autor hatte bereits mit seiner Familienchronik „Tadellöser & Wolff“ bewiesen, dass sich anhand von

Briefen, Dokumenten und privaten Fotoalben eine durchaus literarische, in all ihrer anekdotischen Versponnenheit aber auch repräsentative Geschichte von Krieg und Nachkrieg schreiben ließ. Nun machte sich Kempowski Ende der Neunziger mit seinem umfangreichen Buch „Echolot“ daran, aus dem Stimmgewirr von möglichst vielen Zeitzeugen so etwas wie ein kollektives Gedächtnis zu rekonstruieren. Der Luftkrieg war dabei allerdings nur ein Motiv unter anderen – und durchaus nicht das wichtigste Thema, wie Kempowski selbst aus seinen Erfahrungen in den Jahren nach 1945 schließt:

Take 11 (0:22)

Und dann passiert folgendes in dieser Zeit ... da könnt' ich Ihnen auch 'ne Menge erzählen.

SPRECHER:

So also sprach damals „Volkes Stimme“. Und dagegen konnten die professionellen Vertretern einer avancierten Nachkriegs-Literatur, die Schriftsteller der Gruppe 47, wenig ausrichten. Allerdings, so resümiert Kempowski im Nachhinein, fehlte den Autoren um Hans-Werner Richter auch das Interesse am Thema „Luftkrieg“:

Take 12 (0:17)

Warum eigentlich Bombenangriffe ... von Gefangenschaft, von Krieg.

SPRECHER:

Nun war Ernst Kreuder – 1949 von Alfred Döblin in die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur berufen – nicht der Gruppe 47 zuzurechnen. Aber er teilte mit ihnen ein fast klassisches Schicksal: Den Militärdienst hatten diese Männer als einfache Soldaten mit knapper Not überstanden. Die einen nach langen Jahren an der Front, die anderen nach einigen Monaten als Flakhelfer in der Heimat. Im Gegensatz zu vielen jüngeren Kollegen, die nach 1945 als knapp Zwanzigjährige einigermaßen unbelastet ihre literarische Karriere starteten, war Kreuder von den Kriegserlebnissen schwer gezeichnet. Und er mochte wohl auch nicht an eine

baldige unbeschwerte Zukunft glauben. Das wird deutlich in seiner Korrespondenz mit Hans Henny Jahnn, dem Hamburger Orgelbauer, Dramatiker und notorischen Weltverbesserer. Bis weit in die fünfziger Jahre hinein geht es in den Briefen der befreundeten Schriftsteller um finanzielle Nöte und immer wieder um den Ärger mit Kollegen von der Mainzer Akademie. Ganz offiziell aber war in der Nachkriegsliteratur Optimismus angesagt. Die krampfhaft bemühte Aufbruchstimmung gipfelte in den beschwingten Kulturbeiträgen der „Wochenschau“:

Take 13 (0:55)

*Die westdeutschen Buchhandlungen ... der Karikaturist Meyer-Brockmann sieht.
(Musik ausblenden)*

SPRECHER:

[Der eben überstandene Krieg rückte in weite Ferne, wenn im Wochenrückblick der Kinos Friedrich Sieburg in unnachahmlicher „Gott in Frankreich“-Attitüde versonnen eine Napoleon-Statuette aus zartem Porzellan in seinen feingliedrigen Händen drehte.] Auf der Leinwand erschien das literarische Leben neckisch und mit operettenhafter Leichtigkeit. Und davon wurde selbst ein profunder Kritiker wie Walter Muschg angesteckt: Er mochte bittere Ironie und tiefere Bedeutung in Ernst Kreuders Roman nicht erkennen. Sein Brief an den Autor beweist es:

ZITATOR 2:

„Lieber Herr Kreuder, an den jüngstvergangenen Abenden habe ich mit hellem Entzücken Ihr »Herein ohne anzuklopfen« gelesen, und es drängt mich, Ihnen für dieses seltene geistige Vergnügen von Herzen zu danken. Das ist eine wundervoll eigenwillige, witzige und tiefe Sache. Das Thema des Buches ist ebenso kostbar wie die Durchführung mit allen ihren blitzenden Einfällen. Ungewöhnlich ist auch der Reichtum tiefsinniger Worte, die wie nebenher einfließen, und dazu Ihr verhaltener makabrer Humor.“

SPRECHER:

Ganz anders Gottfried Benn: Der Großmeister schätzte den jüngeren Kollegen als Vertreter einer politisch kritischen, aber eben nicht gegen die literarischen Väter aufbegehrenden Generation. [Kreuder, der 1934 aus der Redaktion der Satirezeitschrift „Simplicissimus“ hatte ausscheiden müssen, beschied sich mit der Erkenntnis:

ZITATOR 1:

„Was uns jüngeren Schriftstellern damals auf den Nägeln brannte, konnten wir im Lande der Konzentrationslager nicht mehr veröffentlichen.“]

SPRECHER:

Nach der Befreiung, nach dem gewaltsamen und vor allem durch den alliierten Luftkrieg herbeigeführten Ende der Nazi-Diktatur gab es einen großen literarischen Nachholbedarf. Dass der bei Ernst Kreuder nicht im gut gemeinten Bekenntnis endete, hat der formvollendete Stilist Benn im Brief an einen Freund anerkennend vermerkt:

ZITATOR 2:

„Lieber Herr Oelze, von Ernst Kreuder erhielt ich einen Brief. Sehr kluge Sachen drin, er findet die richtigen Stellen, die offengebliebenen Fragen, die wunden Punkte. Antworten kann man kaum drauf, es sei denn, man wiese darauf hin, dass ein moderner Geist nicht nach den letzten Dingen fragt, er wird schon mit den vorletzten nicht fertig. Aber das Apokalyptische *weltmännisch* zu empfinden und auszudrücken, das scheint mir ein Zeichen sublimer Gegenwärtigkeit zu sein und eine Pflicht für den écrivain und poète.“

SPRECHER:

Das allerdings schien dem stets etwas anarchisch polternden Kreuder denn doch zuviel des Guten. Die Einhaltung gediegener Konventionen hatten für ihn mit literarischer Formvollendung nun einmal nichts zu schaffen, vor allem nicht nach

jenen finsternen Jahren der Nazi-Diktatur, in denen nicht nur Bombenteppiche und Wohnblockknacker das Unterste zuoberst gekehrt hatten:

ZITATOR 1:

„In den Tagen des Kriegsendes hatte ich auch an unsere Gärten gedacht. Ich hatte gehofft, von nun an würde es niemand mehr wagen, öffentlich solche „Es-ist-serviert“-Gärten „anzurichten“, nach allem was sich zugetragen hatte und nachdem sehr viele ihren Garten einmal von unten her kennen lernten, im Erdgeruch, in der abgestützten Stollenhöhle, in die sie mit Stahlkassette, Koffern und Schlafdecken flüchteten, in der Gefahr, wenn oben die technischen Errungenschaften den heulenden Fortschritt ausklinkten. Es hatte sich nichts geändert. Die Luftschutzstollen wurden zugeschüttet und planiert, und die alte geharkte Tischordnung der Tulpen und Hyazinthen wurde ungerührt weiter praktiziert.“

SPRECHER:

Auf distinguierte Vorbilder wie Gottfried Benn oder den Naturlyriker Wilhelm Lehmann allerdings hatte Kreuder sich stets berufen. Doch bei seiner Lesung in Hannover ging er dann weit über deren artigen Vorgaben hinaus, scherte sich keinen Deut mehr um die gesellschaftlichen „Verpflichtungen“ eines Dichters: Nach der Veranstaltung bat man den Autor ins vornehme Weinhaus Wolf. Dort war, auf der Flucht vor dem barbarischen Tamtam nationalsozialistischer Kulturfunktionäre, der Feingeist Gottfried Benn als Stabsarzt der Wehrmacht in die „innere Emigration“ abgetaucht. 1935 herrschte feierliche Stille, wenn Rotweintrinker vor ihrem Hochburgunder saßen. Kreuder zog nun andere Saiten auf – er schrieb schwungvoll und provozierend zwischen die großen Namen der Weinkenner ins Gästebuch:

ZITATOR 1:

„Ernst Kreuder trank auch hier – Flaschenbier!“

SPRECHER:

Bier war nicht sein letztes Wort, aber zumindest wichtiges Ingredienz für Leben und Schreiben Ernst Kreuders. Kaum in Hannover angekommen, zog es ihn zusammen mit seinem Freund, dem Lyriker Karl Krolow, in eine Eck-Kneipe:

ZITATOR 1:

„Die Talmi-Mischpoke der deutschen Geschäftswelt (siehe das deutsche Wirtschaftswunder) war mir doch sehr auf die Leber geschlagen. Nächtliches Hannover, Lichtreklamerummel und riesige erleuchtete Schaufenster, der lockende Nepp. Wir gingen in eine Kneipe bei Karl um die Ecke, wo wir uns bei Underberg und Bier erst mal wieder ansprachen.“

SPRECHER:

Allzu eilig waren in den deutschen Städten die Schuttberge weggeräumt, die Ruinen eingeebnet, die Spuren des Luftkrieges verwischt worden. Das hat W. G. Sebald in Hannover Jahrzehnte später ganz genauso gesehen:

Take 14 (0:24)

Ich meine, eine Stadt wie Hannover hat in ihrer Struktur, ihrem Stadtbild ... Historie weitaus mehr eingeebnet als in andere europäischen Ländern.

SPRECHER:

Wo die Steine nicht mehr sprechen, da muss der Schriftsteller umso lautstärker die Stimme erheben. In das Ambiente des nagelneuen Funkhauses, am Maschsee, wollte der ruppig-polternde Ton nicht recht passen. Und in einem Brief hat der Autor denn auch verraten, wie er sich gegen all die Aufbau-Euphorie für seine Lesung in Stimmung brachte.

ZITATOR 1:

„Ich kaufte mir Brasilstumpen und einen Detektivroman und fuhr mit der Taxe hinaus zum modern-eleganten Funkgebäude. Setzte mich in die große Innenhalle, schaute auf den Pflanzengarten im Innenhof und las in der Bild-Zeitung den Bericht

über einen grauenhaften Raubmord im Orientexpress, wo eine Belgierin, Eiskunstläuferin, nachts durchs Abteiffenster von dem Mörder auf die Schienen geworfen wurde. Das versetzte mich in die nötige rabiate Verfassung, um ein rabiates Stück Prosa vorzulesen“.

Take 15 (0:26)

Draußen drehen sich die hohen ... baumhohe Funkenwirbel hoch.

SPRECHER:

Der laute, fast lärmende Vortrag kann leicht darüber hinwegtäuschen, dass Kreuder mehr im Schilde führte als den schnellen, überwältigenden Erfolg beim Publikum. Friedrich Rasche, Feuilletonchef der Hannoverschen Presse und als Schriftsteller mit Erzählungen und Beiträgen für die Zeitschrift „akzente“ hervorgetreten, umriss in einer Rezension von Kreuders früher Erzählung „Schwebender Weg“ das tatsächliche, das wichtigste Ziel dieser literarischen Arbeit:

ZITATOR 2:

„Hier geht es um die Frage, wie der Mensch, der aus Krieg und Chaos heimkehrt, mit der stehengebliebenen Welt, mit dem alten Leben und sich selbst fertig werden kann.“

SPRECHER:

Dazu hatte sich 1953 auch Werner Warsinsky geäußert, ebenfalls Mitarbeiter der „akzente“. Sein Roman „Kimmerische Fahrt“ erhielt den „Europäischen Literaturpreis“, in der Zeitschrift „Mercur“ wurde er als „bisher stärkste Darstellung kollektiver Erlebnisse“ gefeiert – und fünfzig Jahre später in der Luftkrieg-Debatte nicht einmal am Rande erwähnt. Warsinsky schildert die seelische Qual eines Soldaten, der mit seiner schweren Verwundung an der Ostfront besser zurechtkommt als mit dem bloßen Gedanken einer Rückkehr in die Ruinenlandschaft seiner deutschen Heimatstadt:

ZITATOR 2:

„Sich vor Erschütterungen sperren, die Seele abkapseln, nie außer sich sein - so versuchte ich meiner Herr zu bleiben. Ich bestand nur ganz aus mir selbst. Nicht daß ich aus Eigensucht diesen Unmenschen aus mir gemacht hätte, Freund wie Feind standen mir gleichermaßen nah oder fern. Beunruhigend war mir, der ich so ganz ohne Vergangenheit, fast ohne Gegenwart noch dahinlebte, nur der Gedanke, wie es einmal sein könnte, wenn ich heimkäme.“

SPRECHER:

[An ein „Heimkommen“ war aber nicht mehr zu denken, ein „Zuhause“ gab es nicht mehr. Das sah auch Peter Suhrkamp in seiner 1957 veröffentlichten Novelle „Das Unglück – und auch das Glück“: Am Einzelschicksal einer alten Dame, deren Haus im vornehmen Berliner Westen im Bombenhagel ausbrennt, wird der Luftkrieg als Zäsur, als Ende einer bürgerlichen Welt erkennbar. Im Ruinenschatten ihrer Heimstatt sitzt die Frau, sieht, was passiert – und kann es kaum begreifen. „Diese Nacht hört nie auf“, sind ihre letzten Worte.] Auch Kreuder weiß um den Wert der „eigenen vier Wände“ – und gibt bereits im Romantitel „Herein ohne anzuklopfen“ einen Hinweis auf seine Sicht der Dinge:

ZITATOR 1:

„Zwei oder sechs Zimmer, es kam nicht so sehr darauf an, dort konnte man sich vergraben, dort konnte man auch Gäste haben, wenn sie einem gefielen. Heute hat man darin Untermieter, meterlang das Bettzeug aus dem Fenster; Gelächter und Gewieher, Geschwätz und Türenschnellen. Leben, das fing mal mit Wohnen an, Bücher und Aquarelle und einen Stahlstich im Flur. Und vor allem Stille. Geräuschlosigkeit.“

SPRECHER:

In seiner einsamen Kaisermühle bei Darmstadt hörte Kreuder ganz genau hin. Nur mit diesem feinen Gespür konnte er – wenn nicht als einziger, so doch als einer der

Ersten – die seelische Zerrüttung im scheinbar mächtig aufblühenden Wirtschaftswunderland beschreiben:

ZITATOR 1:

„Die meisten hat der Wecker ruiniert. Nicht der Alkohol, nicht Überarbeitung oder Ausschweifungen, der Wecker hat sie zur Strecke gebracht. Vierzig Jahre unter Blechrasseln aus dem Federbett taumeln wie angeschossenes Wild, das zerrüttet gründlich und mit Ausdauer. Nehmen Sie von allen Nachttischen der Welt heute die Wecker fort und morgen wird es still und friedlich sein.“

SPRECHER:

1972, in der Nacht zum Ersten Weihnachtstag, ist Ernst Kreuder gestorben. Seine Beobachtung der Menschen, die nach den traumatisierenden Erlebnissen des Krieges in der Zwangsjacke einer modernen Zeitökonomie zappelten, bleibt aktuell. Zumal W. G. Sebald dieses neurotische Phänomen Jahrzehnte später wieder neu entdeckt hat:

Take 16 (0:44)

Das es sich tatsächlich um etwas Verschüttetes handelte ... und dass sich die Panik bis auf den heutigen Tag nicht gelegt hat.

SPRECHER:

Das sind die heimlichen – und meist auch verheimlichten – Schrecken des gewöhnlichen, aber durchaus nicht alltäglichen Lebens zwischen Ruinen, in Kellerwohnungen und Behelfsheimen. Bei deren Schilderung scheinen alle Kunstmittel zu versagen, sowohl das fotorealistic Bild als auch die umschreibende Sprache. Das glaubt zumindest der melancholische Anti-Held in Warsinsky Heimkehrer-Fabel „Kimmerische Fahrt“ zu erkennen:

ZITATOR 2:

„[In dem Ruinenviertel dieses Stadtteils war ich noch nie gewesen. Was Spaziergänge anbelangt, so wäre die Zerfallenheit dieser Straßen am wenigsten angetan gewesen, mich aus meiner Höhle hervorzulocken; denn man hatte kaum aus den Steintrümmern seitlich hohe Mauern geschichtet, es war alles so wüst wie nach den jüngsten Bombennächten belassen.] Schutt, Glassplitter, Asche, Eisen- und Holzgerüstteile reichten an manchen Stellen über den Gehsteig hinaus bis auf den Fahrdamm, über dessen Asphalt, durch Sprengwirkungen geborsten, voller Pfützenlöcher und mancherlei Unebenheiten, ein Durchkommen recht beschwerlich war. Schon kannte ich mich auf den Längen- und Breitengraden der Augenbilder, in dem Planetensystem der Dinge längst nicht mehr aus. Zudem versagte die Sprache, als ein Kommentar unseres Herzens, bald ihren schönen, anschaulichen und erläuternden Dienst und hatte nur Annäherungswerte, wo ich doch Fixpunkte und Haltestellen des Gedächtnisses glaubte erwarten zu dürfen.“

SPRECHER:

Sackgassen wohin man schaut. Doch Ernst Kreuder läßt sich dadurch nicht entmutigen. Er steckt – geschult an Novalis, gewitzt durch Jean Paul – bereits im März 1946 seinen literarischen Kurs ab. In einem Brief an den Schriftstellerkollegen Horst Lange schreibt er:

ZITATOR 1

„Ob wir einfach oder verstiegen schreiben, spielt keine Rolle, altmodisch oder hypermodern, es kommt allein darauf an, dass wir den Schwung haben, durch diese vermurkste Realität hindurchzustoßen in die Firmamente einer essentiellen, schwebenden, symbolträchtigen zeitlosen Welt.“

[SPRECHER:

Kreuder scheut auch vor Anleihen bei den Romantikern nicht zurück, wenn es darum geht, das Publikum mit Wechselbädern aus Anekdoten und Analysen aufzuwecken, die Leser mit Witz und Weltanschauung, rasanter Story und rabiater Standpauke zu gewinnen und zu überzeugen. Den besten Schutz gegen einen weiteren Krieg bietet

die Phantasie. Das hat Kreuder beim französischen Sprachartisten und genialen Zyniker Céline gelernt, der seinen Romanhelden Bardamu nach dem Ersten Weltkrieg auf eine „Reise ans Ende der Nacht“ geschickt und damit viel literarischen Lorbeer geerntet hat:

ZITATOR 2:

„Wenn man keine Phantasie hat, dann ist Sterben eine Kleinigkeit, wenn man welche hat, ist Sterben zuviel.“]

SPRECHER:

Phantasie aber, so beklagte Kreuder 1962 in seinem Essay „Über das Erzählen“, Phantasie und Fabulierkunst waren zur literarischen Mangelware geworden:

ZITATOR 1:

„Auch bei unseren berichtfreudigen jüngeren Autoren – Schmidt, Böll, Andersch, Walser, Grass und Johnson – begegnen wir selten einer künstlerisch überzeugend erzählten Story, einer faszinierend erzählten Geschichte, die sich gleichsam selbst erzählt und worin sich der Autor weder mit sich selbst noch mit dem Leser unterhält, ja, die uns durch ihre Fabel den Autor vorübergehend vergessen lässt.“

SPRECHER:

Dass es nicht so sehr auf den Autor, sondern auf seine Story und vor allem die Sprache ankommt, das hat in seiner kritischen Abrechnung mit der Nachkriegsliteratur auch W. G. Sebald betont. Unter den literarischen Heroen der Moderne rügte er insbesondere Arno Schmidt. Dieser Wortakrobat und Sprachjongleur aber hatte wiederum eines gemeinsam mit Ernst Kreuder: Zentrale Passagen von Schmidts Roman „Aus dem Leben eines Fauns“ gelten einem Bombenangriff – und sie sind 1953 erschienen, parallel zu Kreuders „Herein ohne anzuklopfen“, im selben Jahr wie Warsinskys „Kimmerische Fahrt“. Diese beiden Bücher lässt Sebald links liegen – und konzentriert seine Kritik auf Arno Schmidts „Faun“:

ZITATOR 2:

„Gewiss ist es die Intention des Autors, den Strudel der Zerstörung in der aus den Angeln gehobenen Sprache irgendwie sinnfällig werden zu lassen, doch sehe zumindest ich nirgends das, worum es angeblich geht: das Leben in dem furchtbaren Augenblick seiner Desintegration. Ich sehe immer nur den Autor, eifrig und verbissen zugleich, über seiner linguistischen Laubsägearbeit.“

SPRECHER:

Hier das corpus delicti, der Bombenangriff auf eine Munitionsfabrik in der Lüneburger Heide, gesehen – oder besser: in Gedanken durchgespielt von Arno Schmidt:

ZITATOR 2:

Ein langer Pulversilo skalpierte sich selbst, und ließ sein Blumengehirn übertrüffeln: unten beging er Harakiri, und wiegte oft den denkmaligen Leib über dem blutenden Schlitz, ehe er den Oberrumpf abwarf. Eine zackengelbe Kathedrale stand brüllend in der violettgefransten Nacht: so flog der Dicke Turm in die Luft!

Und schwarze zappelnde Menschenfische: ein Mädchen mit nacktem Oberkörper sprengte keckernd heran, und die Haut hing ihr um die verschrumpften Brüste als Spitzenkrausen; aus den Achseln wehten ihr die Arme hinterher wie zwei weiße Leinenbänder.

In der weinenden Schnattergruppe am Straßenrand wurde eine Frau verrückt: sie krampfte die Röcke in dicken Fäusten hoch bis zum Bauch, aufklemmte den Mund, sperrhölzern, und stürzte vor ihrem groben Geelhaar in die jazzenden Trümmer.

SPRECHER:

In der Zeitschrift „Merkur“ widmete Karl August Horst noch im Erscheinungsjahr 1953 den Romanen von Warsinsky und Schmidt eine Sammelbesprechung, lobte die Sprachgewalt in Schmidts „Aus dem Leben eines Fauns“, monierte aber:

ZITATOR 2:

„In der Orgie einer Bombennacht wird der Hexensabbat der Sprache eigenmächtig. Da ist zuviel Brunst und zu wenig Kälte, zuviel Krampf und zu wenig Anschauung.“

SPRECHER:

Dabei ist es dann geblieben, bis zur „Luftkrieg“-Debatte, in der ein Schriftsteller wie Dieter Forte das alte Problem erneut zur Sprache brachte. Forte hatte 1998 – ein Jahr nach Sebalds Zürcher Vorlesung – mit dem Roman „In der Erinnerung“ Kriegsende und Wiederaufbau aus der Sicht eines Zehnjährigen geschildert. Der Autor selbst war damals in diesem Alter – konnte aber seine Erlebnisse niemandem so recht mitteilen:

Take 17 (0:08)

Bei Sprache muss man behutsam ... das der Leser aber auch immer noch zur Kenntnis nimmt.

SPRECHER:

Forte greift in seinem Roman noch einmal auf, was die Nachkriegsgeneration geprägt hat, den existenziellen Einbruch in das Zeitgefühl durch Tage und Nächte im Luftschutzbunker:

Take 18 (0:19)

Der Boden zittert ... eine Stunde ist endlos.

SPRECHER:

Eben diese Bedrohung durch meterweise näher rückende Bombeneinschläge, den Schrecken eines absehbaren, mit nahezu mathematischer Sicherheit voraussagbaren

Volltreffers hatte Ernst Kreuder als archaische Szene von fast überzeitlicher Gültigkeit gestaltet:

Take 19 (1:01)

Am Pfeiler entlang ... meterlos lang, ist uhrenlos weit.

SPRECHER:

So hörte sich 1954 eine Passage aus Kreuders Roman „Agimos oder die Weltgehilfen“ an. Aber auch im Jahr zuvor, bei der Lesung aus „Herein ohne anzuklopfen“, hatte dieser Autor bewiesen, dass er nicht bieder hintereinander wegerzählte: Kreuder trug seine Geschichte mit jähren Erinnerungsüberfällen, schockierenden Einschüben, grimmigen und zugleich erheiternden Parenthesen in einer Art vor, die das Zeiterlebnis in den Luftschutzkellern auch formal aufgriff:

Take 20 (1:13)

Dreißig Minuten dauerte der Angriff schon ... taumelten wie mit eingeschlafenen Seelen aus dem Bunker.

SPRECHER:

Auch die mentalen Folgen des sogenannten „moral bombing“ der Alliierten, die mit Absicht und strategischem Kalkül auf Wohnviertel zielten, malte Kreuder aus, als die Historiker sich zu diesem Thema noch nicht äußern mochten. Der Schriftsteller musste ihnen ins Bewusstsein rufen, wie das ist, wenn über einem die todbringende Bomberflotte kreist und Schicksal spielt:

Take 21 (0:37)

Wie sollst Du die Stunde kennen ... beschlossen hat, dir die Lektion beizubringen in dieser Nacht.

SPRECHER:

Aber nicht nur seiner subjektiven Sicht hat Kreuder in dem Roman „Agimos oder die Weltgehilfen“ Geltung verschafft. Er hat auch auf die irrsinnige „historische“ Dimension von Bombardements hingewiesen, die etwa beim Luftangriff auf Würzburg innerhalb einer Viertelstunde in Schutt und Asche legten, was die Menschen über mehr als 700 Jahre lang aufgebaut hatten:

Take 22 (0:55)

Nichts mehr zum Festhalten hier oben ... aber da bricht es draußen schon wieder los.

SPRECHER:

Virtuos verknüpft Kreuder die unsichtbaren Zeitlinien des Vorher und Nachher. Und es gelingt ihm, in seinen Erzählungen zu bündeln, was in den Köpfen der Zuhörer herumschwirrt, was viele fühlen und denken, aber kaum jemand öffentlich ausspricht. So wird mit Geschichten Geschichte gemacht – das hat auch W. G. Sebald nicht anders gesehen, als er den Beitrag der Literatur zum Luftkrieg einforderte:

Take 23 (0:43)

Die Leute erzählen einem ja auch Geschichten ... durchaus noch sehr wichtigen Einfluss auf mich ausüben kann.

SPRECHER:

Der mündlichen Überlieferung schien Sebald weitaus größeres Gewicht zuzumessen als jedem schriftstellerischen Versuch, den Bombenkrieg mental zu bewältigen. Darin traf sich der eloquente Kritiker jeder rein dokumentarischen Literatur auf seltsame Weise mit Walter Kempowski, dem detailversessenen Chronisten, der die Bombennächte als Schuljunge noch selbst erlebt hat:

Take 24 (0:37)

Sie kriechen sich irgendwohin ... das vielleicht, ist die einzige Möglichkeit.

SPRECHER:

Ein Schriftsteller, das ahnte Kreuder bereits 1945, würde nicht viel mehr bewirken können als die Anti-Hitler-Propaganda auf den alliierten Flugblättern, die mit den Brand- und Sprengbomben herabgeregnet waren. Bereits 1948, drei Jahre nach dem Ende des Luftkriegs, schreibt er an Horst Lange:

ZITATOR 1:

Ich bin mir bewusst, dass wir die penetrante Gleichgültigkeit der Menschen unserer Zeit nicht beeinflussen können. Selbst Bomben und Phosphor brachten dies nicht zuwege.

SPRECHER:

Für Harry Mulisch stellt nicht Gleichgültigkeit, sondern ganz im Gegenteil das jahrzehntelange Leiden und Mitfühlen der Ausgebombten das größte Hindernis für die literarische Bewältigung des Luftkriegs dar. Der Niederländer hat in seinem Roman „Das Steinerne Brautbett“ vor zehn Jahren erst die Bombardierung Dresdens aus der Sicht eines amerikanischen Bomberpiloten zum Thema gemacht – und kann sich das Schweigen seiner deutschen Kollegen gut erklären:

Take 25 (0:16)

Man sitzt mitten in dem Kummer drin ... dann kann man darüber schreiben.

SPRECHER:

Mit dieser Devise „Kommt Zeit, kommt Rat – kommt auch die angemessene Literatur“ mochte ein Erzähler wie Kreuder sich allerdings nie und nimmer abfinden. Er fand es keineswegs komfortabel, zu den brennenden Problemen seiner Zeit schweigen zu müssen und schrieb 1948 an Horst Lange:

ZITATOR 1:

„Ich kann im Augenblick nur das beurteilen, das ich in Zeitungen zu sehen bekomme, ich will die Hoffnung noch nicht aufgeben, dass es mit Büchern vielleicht

anders sein wird. Ich bin nicht fünf Jahre im Krieg gewesen, um mich danach wieder wie früher gemütlich zu unterhalten.“

[SPRECHER:

1968 dann, als die Studentenrevolte der gemütlichen Unterhaltung ein Ende machte, fühlte sich Ernst Kreuder erneut auf einsamem Posten und sah seine Art von Literatur bereits wieder verkannt:

ZITATOR 1:

„Ich kann mir nicht helfen, ein einziges Kapitel des enormen Henry Miller lässt die Produktion von zwei Generationen wie Magermilch erscheinen, bestenfalls Joghurt.“

SPRECHER:

Als Schriftsteller, der Henry Miller schätzte und William Faulkner nacheiferte, hatte Kreuder in der Nachkriegszeit weiter und tiefer gesehen als viele seiner Kollegen. Aber diese viel versprechenden Ansätze trugen nur wenig Früchte, konnten sich nur schwer entwickeln in der Fron des publizistischen Tagesgeschäfts, auf das Kreuder stets angewiesen blieb.

Take 26 (1:16)

Es war Zeit, dass ich wieder etwas schrieb ... in das Zeithaus des Tages.

SPRECHER:

Zeitungs- und Verlagshäuser musste Kreuder mit einem regelrechten „Bauchladen“ bedienen, um sich finanziell über Wasser zu halten. Regelmäßig bot er den Redaktionen Kurzgeschichten und Kriminalromane zum Abdruck in den Wochenendbeilagen an, seine zeitkritischen Erzählungen allerdings waren immer seltener gefragt. In den Sechzigern verdrängten jüngere Kollegen den alten Hasen. Es kam die Zeit der „Wortingenieure und Satzmonteure“, die Literatur als Experimentierfeld betrachteten – und darüber Geschichte wie Geschichten vergaßen:

ZITATOR 1:

„Es scheint nun, dass unser gegenwärtiges Dasein durch die zunehmende Industrialisierung, Motorisierung und Automatisierung mehr und mehr gerätehaft zu werden droht. Wenn wir jedoch die Zeitung lesen erfahren wir, dass die Welt nach wie vor voller Abenteuer steckt – und nicht nur voller Merkwürdigkeiten. Vermutlich sind es also weniger unsere Mitmenschen, die jetzt weniger erleben, als vielmehr eine Generation von Autoren, die am Schreibtisch beschlossen haben, den Roman der nichts erzählt, vorzubereiten.“]

SPRECHER:

Die vom jeweiligen Zeitgeist gebahnten Wege mochte dieser Schriftsteller nicht gehen. Und so war ihm später dann auch der kalte Blick des Faktensammlers zuwider. Das hat Ernst Kreuder noch in seinem letzten Roman, dem „Mann im Bahnwärterhaus“, unmissverständlich deutlich gemacht:

ZITATOR 1:

„Was läßt sich mit diesem Gerümpel anfangen? Stahlhelme, Gasmaskenbüchsen, Bajonette, Stacheldrahtrollen, Kochgeschirre, Koppel, drunter und drüber, Dachpappe, Balken mit Nägelreihen, zwei Feldtelefone. Ich dachte an die Historiker. Quellenmaterial, hinterher. Hohe Auflagen. Sie waren nicht undankbar, die bezahlten Quellensammler. Es gab nichts, was nicht für sie, wissenschaftlich unersetzlich, so genannte Geschichte hergab. Sinnlos oder stumpfsinnig, es hatte sich nun einmal zugetragen. Wahnwitz oder Unfug, Blutvergießen, jahrelang, verbrannte Erde. Quellenmaterial. Phosphortod, Flammenmord, hunderttausend, Millionen Zerfetzte, Verstümmelte, Erblindete, Amputierte. Kinder, Frauen und Männer: Quellenmaterial für die gewissenhaften Zeitgeschichtler.“

SPRECHER:

Dass all diese Menschen, dass auch eine anonyme Masse von Bombenopfern nicht bloßes Material für die Mühlen der objektiven Geschichtsschreibung abgeben dürfe, hat auf seine sehr viel ruhigere und versonnene Art auch W. G. Sebald gefordert:

Take 27 (0:45)

Wenn Sie zu den Leuten gehören, die mit Verstorbenen ... umgeben von Heerscharen von Gespenstern.

SPRECHER:

Das hört sich nicht nur phantastisch an, sondern erinnert – ohne das Sebald auch nur einmal den Namen nennt – an Ernst Kreuder. Der nämlich ließ in seinem bekanntesten Roman „Die Gesellschaft vom Dachboden“ erwachsene Männer eine gespenstische Gegenwelt aus Träumen, Ahnungen und Visionen errichten. Nur aus diesem scheinbar weltfernen Winkel heraus, fern von den Aufgeregtheiten und kurzatmigen Erfordernissen der Tagespolitik ließ sich noch erzählen. Denn ein guter Erzähler, das wusste Kreuder, ist zuallererst ein ruhiger Zuhörer.

ZITATOR 1:

Der Prozess des Niederschreibens, die Übertragung des mündlichen Erzählens in die Ausdrucksgebilde der Prosa kann die erzählerische Unmittelbarkeit und Unbefangenheit lähmen oder zerstören. Hier begegnen wir einem der Gründe für den auffälligen Verlust der erzählerischen Begabungen unserer Literatur: dem Schwinden der schöpferischen Erzählkunst infolge zunehmender Bewusstheit und der daraus entstehenden Verwissenschaftlichung der literarischen Ausdrucksmittel. Erklären, referieren, abhandeln und kommentieren ist nicht erzählen.

SPRECHER:

Das „engagierte“, politisch angeleitete oder von wissenschaftlichem Ehrgeiz getriebenes Schreiben glitt über verborgene Phänomene wie die Erinnerungen an den Luftkrieg oder die Traumata der Bombennächte hinweg. Einem leidenschaftlichen Erzähler wie Kreuder dagegen öffneten sich viele dieser unbewussten Traumbezirke, bot sich ein Zugang zum verwinkelten Speicher der Erinnerungen. Das aber konnte nur gelingen um den Preis der persönlichen Zurücknahme, des Verzichts auf eine prominente Position im Literaturbetrieb und

der Absage an jede marktgerechte Etikettierung der eigenen und eigenartigen Texte. Vielleicht hat man ihn deshalb Jahrzehnte später in der Luftkrieg-Debatte übersehen, nicht ein einziges Mal an ihn gedacht. Denn am Ende war der Autor Ernst Kreuder verschwunden, war ganz aufgegangen in seinem Werk wie jener chinesische Maler, der auf Nimmerwiedersehen in eines seiner Landschaftsbilder hineinspaziert. Ganz so, wie Kreuder es in seinem literarischen Testament, dem Essay „Über das Erzählen“, verfügt hatte:

ZITATOR 1:

Wir möchten nicht mit Bildungs- oder Erziehungsabsichten beschäftigt werden, weder mit dem heute so aktuellen politischen noch mit irgendeinem wohlmeinenden moralischen Unterricht. Wir möchten, dass uns eine Geschichte erzählt wird. Und wir möchten unsere Schlüsse selbst daraus ziehen. Der inzwischen berühmt gewordene Philosoph Ludwig Wittgenstein urteilte über den Erzähler Tolstoi: Seine Philosophie erscheint mir durchaus wahr, wenn sie in der Erzählung verborgen ist. Und wenn Tolstoi einfach eine Geschichte erzählt, macht er auf mich unendlich mehr Eindruck als wenn er sich an den Leser wendet. Wenn er dem Leser den Rücken kehrt, scheint er mir am allereindrucksvollsten.